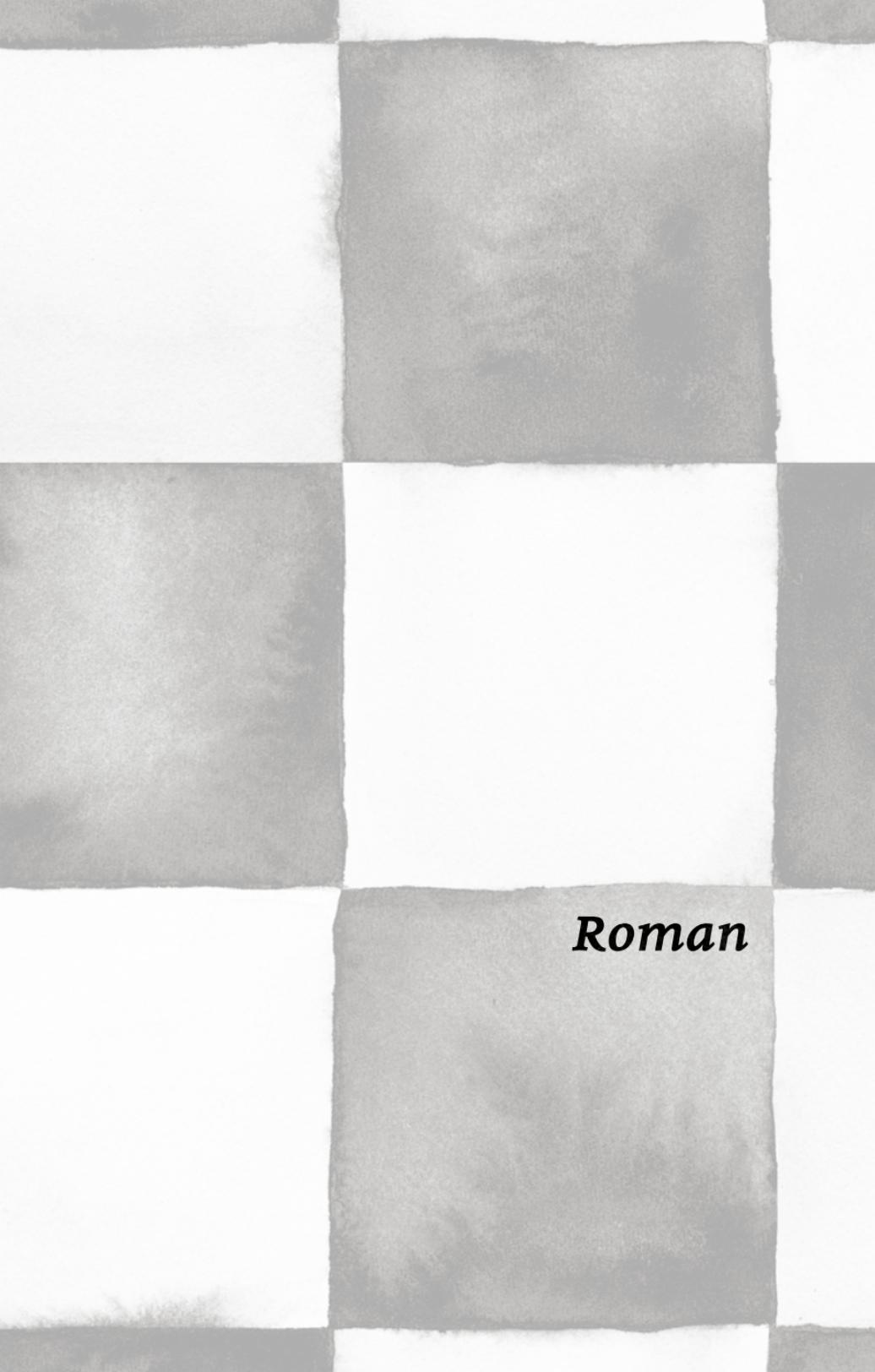


Karl Rühmann
*Die Wahrheit,
vielleicht*

rüffer & rub literatur

Roman

rüffer & rub literatur



Roman



Karl Rühmann
*Die Wahrheit,
vielleicht*

Der Autor und der Verlag bedanken sich für
die großzügige Unterstützung bei

Elisabeth Jenny-Stiftung



 **Kanton Zürich**
Fachstelle Kultur



Stadt Zürich
Kultur

Der Autor dankt der UBS Kulturstiftung
für ihre Unterstützung.

Der rüffer & rub Sachbuchverlag wird vom Bundesamt
für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre
2021–2024 unterstützt.

rüffer & rub literatur

Erste Auflage Frühjahr 2022

Alle Rechte vorbehalten

© 2022 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich
info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Bildnachweis Cover, innen: © Julia August | istockphoto.com
Bildnachweis Autorenporträt: © Franz Noser

Schrift: Filo Pro

Druck und Bindung: Livonia Print Ltd., Riga

Papier: Munken print white, 80 g/m², 1.8

ISBN 978-3-907351-00-0

Einmal reisten wir alle zusammen für ein paar Tage nach Amsterdam. Ich muss sechs oder sieben Jahre alt gewesen sein. Der Flug war unruhig, das Flugzeug holperte wie ein Bus über eine Straße voller Schlaglöcher. Ich schaute aus dem Fenster und getraute mich nicht, den Blick vom Flügel zu nehmen, denn ich hatte mir eingeredet, dass er sonst abbrechen würde. Ich drehte mich nicht einmal um, als die Flugbegleiterin fragte, was ich trinken möchte. »Eine Cola«, sagte ich, die Nase immer noch fest ans Fenster gedrückt. Meine Mutter wurde ärgerlich und befahl mir, mich anständig hinzusetzen und höflich zu sein. Sie hätte nicht verstanden, dass ich für unsere Sicherheit sorgte, und so musste ich ihren Zorn über mich ergehen lassen. Sie schimpfte laut, ich sei doch langsam groß genug und müsste mich benehmen können. Da neigte sich Pappie zu mir, schaute mit mir aus dem Fenster und flüsterte mir zu, dass die Flügel schon nicht abbrechen würden. Und wenn doch, würden sofort neue nachwachsen, wie der Schwanz einer Eidechse.

»Woher weißt du das?«, flüsterte ich. Er zwinkerte mir zu und sagte: »Dat is een geheimpje!« Ich hoffte auf weitere Geheimnisse, aber als ich mich nach Pappie umsah, hatte er sich zurückgelehnt und die Augen geschlossen, als hätte ihn der Geheimnisaustausch angestrengt.

In Amsterdam sahen wir einen schwimmenden Blumenmarkt, unzählige Radfahrer und ein Haus,

das so schmal war, dass ich es beinahe umfassen konnte. Ich erinnere mich auch an einen schlimmen Streit zwischen meiner Mutter und Pappie. Meine Mutter schimpfte und fuchtelte mit den Armen. Pappie schwieg und blieb auch dann still, als meine Mutter mich anschrie, ich solle nicht so blöd glotzen. Ich redete mir ein, dass er mir sicher mit noch einem Geheimpje beistehen wollte, dass aber sein Spanisch nicht gut genug war und er nicht verstand, warum meine Mutter mit mir schimpfte.



Manchmal mache ich hinterher einen Spaziergang. Nach einfachen Einsätzen dauert er kurz, nach schwierigen länger. Wenn ich zu viel Nähe zugelassen habe, kaufe ich mir in der Buchhandlung am Bahnhof einen Krimi. Die erste Seite lese ich gleich in der Straßenbahn. Wenn mir der Anfang nicht gefällt, lasse ich das Buch liegen. Natürlich könnte ich es vor dem Kauf anlesen, aber ich will einen kleinen Beitrag zur Spannung leisten. Mittlerweile besitze ich eine ansehnliche Krimisammlung.



Im Sport war ich eine Niete. Wenn wir Fußball spielten, bekam ich selten den Ball, und wenn doch, verlor ich ihn gleich wieder an einen Gegenspieler, manchmal sogar an einen Spieler aus dem eigenen Team. Beim Basketball war es ähnlich, ich kam kaum

je dazu, den Ball in Richtung Korb zu werfen. Überhaupt rannte ich zu langsam, sprang zu wenig hoch und warf zu wenig weit. Frau Barthol, unsere Lehrerin, schüttelte immer wieder den Kopf und seufzte. Ich fand das nicht weiter schlimm, es lag mir wenig an Frau Barthols Zustimmung, geschweige denn Zuneigung, und zum Glück ließen mich die anderen Kinder aus meiner Klasse in Ruhe. Vielleicht hänselten sie mich nur darum nicht, weil auch sie Frau Barthol nicht mochten und die gemeinsame Abneigung gegen die Lehrerin stärker war als die Versuchung, mich für meine Schwäche zu verhöhnen.

Wenn Pappie über meine Einstellung zum Sport und den Mangel an jeglicher Begabung frustriert war, so zeigte er es nicht. Er selbst war sehr sportlich, hatte in seiner Jugend Handball und Volleyball gespielt, später auch Fußball, er hatte den schwarzen Gurt in Judo und nahm jedes Jahr am Marathon in Berlin und Apeldoorn teil. Auch unternahm er mehrmals im Jahr ausgedehnte Radtouren. Meiner Mutter schien mein Desinteresse am Sport weitaus mehr auszumachen als Pappie, und seltsamerweise warf sie es eher ihm als mir vor. Ihrer Ansicht nach hätte er als Sportlehrer etwas unternehmen müssen, wenn nötig gegen meinen Willen. Er ging solchen Streitereien nach Möglichkeit aus dem Weg, und wenn ihre Vorwürfe doch zu laut wurden, zwinkerte er mir heimlich zu oder schnitt Grimassen, bis auch ich schmunzeln musste. Meine Mutter konn-

te in solchen Momenten sehr wütend werden, sie schrie, es sei am einfachsten, sich über sie lustig zu machen, er überlasse ja alles ihr, alles, sie trage alleine die ganze Verantwortung. Hin und wieder überlegte ich, ob es weniger Streit gäbe, wenn ich Pappie bitten würde, mit mir irgendeine Sportart zu trainieren oder mich zu einem Kurs in Schwimmen, Judo oder Tennis anzumelden. Aber dann behielt ich es doch für mich. Vielleicht befürchtete ich insgeheim, dass ich ihn hinterher nur enttäuschen und alles noch schlimmer machen würde.



Das Wartezimmer ist trist, das wenige Wasser im Wasserspender voller Luftbläschen, die Zeitschriften auf dem zu niedrigen Tisch sind von vielen Händen achtlos und ungeduldig durchgeblättert worden. Die Psychiaterin verspätet sich, die Frau vom Empfang, klein, fahrig, hat sich bereits zweimal übellaunig entschuldigt. Sie bittet mich, noch eine Viertelstunde zu warten, der Patient sei auch noch nicht da. Vielleicht habe der sich verlaufen, mutmaßt sie, schließlich sei er erst seit einer Woche im Durchgangsheim, und dieses befinde sich nun einmal am anderen Ende der Stadt. Ich nicke, lehne mich zurück und schlage die Beine übereinander, zeige weder Ärger noch Verständnis.

Die Frau hastet zurück, jemand hatte an der Eingangstür geläutet, der Türöffner summt. Kurz da-

rauf Stimmen, dann Schritte. Die Frau vom Empfang ist wieder da, sie steht im Türrahmen, hüpfte zur Seite, um einen groß gewachsenen Mann ins Wartezimmer vorbeizulassen. Er geht leicht gebeugt, seine Arme hängen wie angenäht herab, die schwarze Jacke ist ihm mindestens zwei Nummern zu klein. Die Empfangsfrau zeigt auf einen Stuhl, der Mann setzt sich, blickt sich nervös um, murmelt einen Gruß. Die Frau geht, ich erkläre kurz, ich sei sein Dolmetscher und nein, er brauche sich nicht zu entschuldigen. Er zählt trotzdem auf, was alles schiefgelaufen und warum er in die falsche Straßebahn eingestiegen war. Ich wiederhole, dass alles o.k. sei; dann schweigen wir. Er nimmt eine Zeitschrift vom Tisch, blättert sie rasch durch, aus dem Augenwinkel sehe ich, dass sein Blick an einem Sportwagen mit offenem Verdeck hängen bleibt, hinter dem Steuerrad winkt eine Frau im Bikini.

Um mir die Zeit zu vertreiben, versuche ich herauszufinden, was ihn mehr interessiert: das Auto oder die Frau. Er bemüht sich, den Text unter dem Foto zu entziffern, hält es so weit von sich wie möglich, blättert eine Seite vor und eine zurück, dann nickt er kurz. Es ist das Auto, rate ich und warte auf seine Bestätigung.

»Corvette«, sagt er plötzlich und hält mir das Bild hin. »Model Zo6.«

Er missdeutet mein Lächeln als Einladung, mehr über das Auto zu erzählen.

»Baujahr 2006. 500 PS. Was für ein Schlitten!«

»Haben Sie so einen gefahren?«

»Nein, das nicht.« Er lächelt versonnen. »Aber andere schöne Autos. Am längsten einen Mercedes, S-Klasse.«

»Nicht schlecht«, sage ich.

»Leider gehörte der nicht mir, ich war nur der Fahrer. Also eigentlich der Leibwächter.«

»Wen haben Sie beschützt?«

»Oh, den kennst du nicht«, sagt er und grinst freudlos. »Aber ich sage dir, der war mächtig, der Chef.«

Er schaut zur Decke, schüttelt den Kopf, als möchte er, dass die Erinnerungen an den richtigen Ort rollen.

»War er reich und dann mächtig? Oder mächtig und dann reich?«, frage ich. Er sieht mich verwirrt an. Dann entspannt er sich und lacht.

»Die schlimmere Variante«, sagt er, schüttelt wieder den Kopf, legt die Zeitschrift zurück, streckt sich. Plötzlich wird er ernst, setzt sich gerade, blickt sich nervös um, wippt vor und zurück.

»Ist dieser Raum verwandt?«, flüstert er. »Mikrofone? Kamera?« Ich schüttele den Kopf. Der Mann verschränkt die Arme vor der Brust und löst sie gleich wieder, springt auf, macht ein paar Schritte durch den Raum, atmet hörbar, steckt den Kopf durch die Tür, späht links und rechts, kommt zurück, setzt sich neben mich.

»Sie haben mich vor zwei Wochen entlassen, weißt du. Aus dem Knast«, flüstert er.

»Wie lange hast du gesessen?«

»Acht Jahre, und ich hätte noch zehn weitere sitzen sollen.«

Ich schweige, er braucht nun keine Fragen mehr.

»Sie wollten damals, dass ich etwas tue, eine schlimme Sache, aber ich habe abgelehnt, ich sagte, das mach ich nicht, für kein Geld dieser Welt. Da haben sie mich eingesperrt. Und als ich im Knast war, kamen sie immer wieder und fragten, ob ich nun bereit sei. Ich sagte, nein, ich will nicht. Aber dann ... verstehst du, dann dachte ich, Mann, noch zehn Jahre, das ist lang, das halte ich nicht durch.«

»Und dann hast du es getan?«

»Dann habe ich es getan. Nach acht Jahren hatten sie mich so weit.«

Schritte im Gang, eine Frau in Jeans und Pullover steht im Türrahmen, sie ist jung und hat wuschelige Haare, sagt, sie sei die Ärztin und sie entschuldige sich wegen der Verspätung. Den Namen des Patienten spricht sie gerade noch verständlich aus. Er steht auf, grüßt, will auf sie zugehen, bleibt mit hängenden Armen unsicher stehen, blickt sich zu mir um, wartet.

Ich stehe auch auf und nicke der Ärztin zu. »Felipe ten Holt, der Dolmetscher«, sage ich und zeige meinen Ausweis. Die Ärztin lächelt erleichtert und bittet uns, ihr ins Behandlungszimmer zu folgen.

Ich lasse dem Mann den Vortritt und sehe, dass er zittert. Er selbst hat es noch nicht bemerkt und zu verbergen versucht. Als wir im Zimmer Platz nehmen, tue ich ihm den Gefallen und schaue weg. Die Ärztin wartet, bis ich mit meinem Spruch vom Amtsgeheimnis fertig bin, dann fragt sie den Mann, ob er mich verstehe. Er nickt eifrig, wirkt verunsichert. Sie bemerkt es und erklärt, es könnte ja sein, dass wir unterschiedliche Dialekte sprechen würden, man könne nie wissen. Der Mann lacht und bekräftigt, er verstehe mich sehr gut.

»Wie geht es Ihnen?«, fragt die Ärztin.

»Alles gut. Nur ...« Er schaut auf seine Hände, die er flach auf den Tisch gelegt hat.

»Können Sie schlafen? Schlafen Sie schnell ein?«

Er wirkt verwirrt, offenbar hat er andere Fragen erwartet. Statt zu antworten, schaut er zu mir herüber und hofft auf ein Zeichen, ob ihn die Ärztin in eine Falle locken will.

»Schläfst du schnell ein?«, wiederhole ich die Frage und versuche, beiläufig zu klingen.

»Im Traum kommen mir Bilder. Schlimme Bilder. Darum will ich nicht einschlafen«, sagt er leise und senkt den Kopf. Die Ärztin geht nicht weiter auf die Träume ein, sondern fragt nach den Medikamenten und ob er eine Liste dabei habe. Hat er nicht, dafür schüttet er eine kleine Einkaufsstüte auf dem Tisch aus. Die Ärztin kontrolliert die Packungen, notiert sich die Namen, zeichnet um einen von

ihnen einen Kreis. Der Mann zeigt auf ein Medikament und möchte etwas erklären, aber die Ärztin wartet meine Übersetzung nicht ab. Sie fragt nach dem Tagesablauf des Patienten. Ich übersetze nahezu simultan, so muss ich mir nichts merken, seine Aufzählung ist monoton. Offenbar erwartet er aus dieser Frage weder Vor- noch Nachteile und strengt sich nicht an. Erst als er sieht, dass die Ärztin sich sehr viele Notizen macht, blickt er irritiert zu mir herüber.

Ich versuche, das Zusammenfügen der Puzzle-
teilchen aufzugeben, das ich im Warteraum gegen
meinen Willen aufgenommen hatte. Das ist bei die-
sem Mann nicht einfach, er ist ein interessanter Fall.
Er sagt die Wahrheit, wenn auch nicht jene Art von
Wahrheit, die sich die Ärztin wünscht. Sie spricht
langsam und überdeutlich, als hoffte sie, dass er sie
doch noch ohne mich verstehen kann. Wie würde
die Ärztin reagieren, wenn sie wüsste, warum er
das Gefängnis schließlich verlassen durfte? Würde
sie seine Geschichte glauben? Was würde sie ihm
schwerer anlasten: die Wahrheit oder die Lüge?



Meine Mutter interessierte sich nicht für Sport und
schüttelte verständnislos den Kopf, wenn Pappie
und ich uns mit Popcorn und Chips vor den Fernse-
her setzten, um Fußball zu schauen. Es lief die Euro-
pameisterschaft in Frankreich. Weder die Schweiz

noch die Niederlande waren dabei, und so beschlossen wir, die Spanier zu unterstützen. Die spielten dann auch gut, gewannen ein Spiel nach dem anderen und standen wenig überraschend im Endspiel. Irgendwie schafften es Pappie und ich, meine Mutter zu überreden, mit uns das entscheidende Spiel gegen den Gastgeber Frankreich zu schauen. Zunächst mussten wir ihr erklären, wozu die Gelbe Karte gut war und warum die Spieler so oft hinfielen, dann wunderte sie sich darüber, dass man einen Spieler auswechseln konnte, wenn bei ihm »die Luft draußen war«, wie sich der Kommentator ausdrückte. »Wie das Ersatzrad am Auto«, sagte sie und fand die Regel doof. Pappie und ich tauschten Blicke aus und schmunzelten, worauf sie auch uns doof fand. Leider verlor Spanien 0:2, meine Mutter schimpfte über den spanischen Torwart und den tschechischen Schiedsrichter und die französischen Fans und dann natürlich auch über Pappie und mich, weil wir für ihren Geschmack zu leise schimpften. Wir versprachen ihr, bei der Weltmeisterschaft in zwei Jahren über die spanische Niederlage umso lauter zu schimpfen. Das fand sie auch nicht gut und nannte uns »imbéciles«.

Es war der letzte lustige Abend mit Pappie, an den ich mich erinnern kann.



Damals, bei Feymann, zog ich mich in schwierigen Stunden zurück und hörte Musik. Mendelssohn, Dvořák, bei besonders schlimmen Zweifeln Beethovens »Pastorale«. Das tue ich heute seltener. Nach aufwändigen Einsätzen gehe ich stattdessen ins Kunsthaus und setze mich vor das »Bildnis einer jungen Frau« von Johannes Cornelisz Verspronck. Ich betrachte das Bild, bis sich jene Vertrautheit einstellt, die mich, als ich an einem verregneten Abend das Gemälde zum ersten Mal sah, zunächst aufwühlte, aber nach einer Weile auf eine seltsame Art beruhigte. Das ist lange her; doch das Gefühl von Nähe zu dieser jungen Frau aus dem 17. Jahrhundert ist geblieben. Ist es ihr Blick, ein wenig spöttisch, beinahe heiter, mal offen, mal geheimnisvoll, je nach Perspektive und Stimmung? Sie schielt leicht, ihr linkes Auge ist zur Seite gerutscht, nicht zu auffällig, doch deutlich genug für einen Anflug von Mitgefühl. Oder sind es ihre hellrot geschminkten Lippen, die mit mäßigem Erfolg ein Lächeln versuchen? Das Rosa ihrer Wangen lehnt sich lustlos gegen die Blässe auf, die Haut unter ihrem Kinn wird bald den Kampf gegen die Schwerkraft verlieren. Die dünnen Haare sind nach hinten gekämmt und werden von einem perlenbesetzten Reif festgehalten, sie geben eine hohe, blasse Stirn frei. Auch um den Hals trägt sie Perlen, aber das Halsband ist eng und vermutlich unbequem. Ihr graues Kleid ist schlicht, nur der helle Spitzenumhang auf ihren Schultern und die weni-

gen goldfarbenen Bänder an den Ärmeln heben sich gegen die Melancholie ab.

Sie ist Mona Lisas reizlose Schwester. Ich möchte meine schattigen Stunden mit niemandem lieber verbringen.



Ich erinnere mich gut an den Tag, der alles verändern sollte. Es muss warm gewesen sein, die Fenster im Schulzimmer standen offen. Frau Barthol begann noch vor dem Unterrichtsende eins nach dem anderen zuzuknallen. Sie hatte schlechte Laune und schimpfte lauter als sonst. Dann sagte sie, wir können nun nach Hause gehen, sie habe gleich eine Sitzung. Als ich aufstand, um meine Bücher und Hefte in die Tasche zu schieben, blickte sie zu mir herüber. Das verunsicherte mich. Ich überlegte, ob ich vielleicht zu früh aufgestanden war. Aber dann sah ich, dass auch alle anderen Kinder ihre Bücher in die Taschen stopften, und ich dachte mir nichts weiter dabei.

Wahrscheinlich nahm ich den Umweg durch den Park, das tat ich oft, wenn ich es nicht eilig hatte. Ich erwartete nicht, dass meine Eltern um diese Zeit da sein würden. Doch als ich nach Hause kam, war meine Mutter da. Ihre Augen waren gerötet, auf dem kleinen Tisch neben dem Sofa lagen zerknüllte Papiertaschentücher. Sie nahm mich kurz in den Arm, klaubte ein Taschentuch aus der

Packung und drückte es sich unter die Nase. Dann setzte sie sich an den Tisch und schloss die Augen. Ich fragte, was los sei und wo denn Pappie bleibe.

»Felipe, dein Vater kommt heute nicht nach Hause. Es ist etwas passiert.«

Ich erschrak und fragte, ob er einen Unfall hatte.

»Nein, keinen Unfall«, sagte sie. »Er hat sich gegenüber einer Schülerin schlecht benommen. Nun muss er sich dafür verantworten.«

Ich verstand nicht. Hat er mit einem Mädchen grundlos geschimpft oder sie vielleicht sogar an den Haaren gezogen? Sie geschlagen? Mein Pappie? Das war seltsam, Pappie schimpfte nie, und dass er jemandem wehtun konnte, glaubte ich erst recht nicht. Ich fragte meine Mutter, wie er sich nun verantworten würde und ob er das nicht von zu Hause aus könnte. Aber sie sagte, man habe ihn verhaftet, viel mehr wisse sie nicht.

»Verhaftet? Du meinst, die Polizei und so?«, fragte ich. »Was hat er getan?«

»Er hat das Mädchen bedrängt. Wie es ein Lehrer nie tun darf.«

Also hat er sie doch zumindest an den Haaren gezogen. Das war falsch, das leuchtete mir ein. Frau Barthol ärgerte sich oft über uns, und manchmal schimpfte sie laut. Aber sie hätte nie jemandem von uns wehgetan. Ich erinnere mich nicht, was meine Mutter noch erzählt hat, der Rest des Abends ist in dichten Nebel gehüllt. Schließlich muss sie mich

ins Bett geschickt haben. Ich weiß nur noch, dass ich lange wach lag und mir Pappie im Gefängnis vorstellte, hinter Gittern, auf einer Pritsche, während der Sheriff oder Louis de Funès grinsend mit dem Schlüsselbund spielte. Normalerweise wäre das lustig gewesen, aber nun machte es mir Angst. Das muss ein Missverständnis sein, sagte ich mir immer wieder. Bald wird sich alles klären, und dann kommt Pappie wieder nach Hause, und wir machen einen Radausflug an einen Ort, an dem wir noch nie waren.



Der Psychiater spricht, ohne auch nur einmal Luft zu holen, der Patient schaut ratlos zu mir herüber und ist unschlüssig, ob der Redeschwall zur Untersuchung gehört. Ich hebe die Hand und bitte den Psychiater, mir die Möglichkeit zur Übersetzung zu geben. Er erklärt wortreich, das sei doch ganz selbstverständlich. Dann spricht er unbeirrt weiter, schaut auf seinen Computerbildschirm, sagt immer wieder, dass er die Fragen nicht aus Neugier, sondern aus beruflicher Pflicht stellen müsse. Der Patient und ich tauschen einen Blick, ich deute ein Schulterzucken an, er versteht und findet sich ab.

Die wenigen und knappen Antworten, die der Patient zwischen die Fragen schieben kann, werden wohl reichen, er wird seine Medikamente und auch seine Bescheinigung bekommen. Nach der Unter-

suchung trödle ich mit dem Packen meiner Tasche und mit der Unterschrift, ich möchte dem Mann nicht im Treppenhaus erklären müssen, was soeben passiert ist.

¶

FEYMANN

- Du sollst freundlich zu ihm sein, ten Holt.
- Er hat Sprengstoff in Tierkadavern am Straßenrand versteckt und Menschen getötet.
- Er streitet die Tat ab. Du willst die Wahrheit.
- Und darum soll ich freundlich sein?
- Einen freundlichen Menschen anzulügen ist schwierig.
- Aber möglich.
- Es kostet mehr Kraft.
- Er hat viel davon.
- Dann setz ihm stärker zu.
- Soll ich forscher auftreten?
- Freundlicher.
- Freundlicher?
- Erzähl ihm etwas Persönliches.
- Etwas Wahres?
- Natürlich nicht, ten Holt. Etwas, was du für wahr halten möchtest.

¶